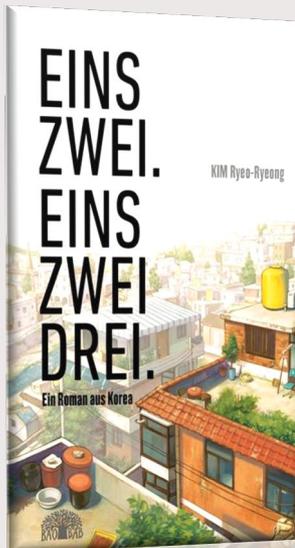


# FERNER OSTEN

Bettina Burger & Elfriede Jenner-Burger



thanks for the photo to Nien Tran



**Ryeo-Ryeong Kim: Eins – Zwei, Eins – Zwei – Drei. a.d. Koreanischen von Hyuk-Sook Kim und Manfred Selzer. Babbab Books 2020 · 208 S. · 18.00 · ab 14 · 978-3-905804-98-0**  
★★★★

Wan-Duk hat es im Leben alles andere als leicht. Seine Familie ist nicht nur sehr arm, sondern auch ‚anders‘ – Wan-Duks Vater ist kleinwüchsig, sein Onkel ist geistig behindert, und statt einem geregelten Beruf nachzugehen, tanzen die beiden in verschiedenen Tanzclubs zur Unterhaltung. Da ist es wenig überraschend, dass Wan-Duk auch in der Schule nicht viele Freunde hat, zumal er auf Beleidigungen und Hänseleien wegen der Behinderung seines Vaters meist mit Gewalt reagiert.

Trotzdem ist er nicht ganz auf sich allein gestellt, auch wenn er sich gerne als Einzelgänger gibt. Sein sehr skurriler Lehrer Dung-Ju etwa, der zu Wan-Duks Ärger auch noch direkt nebenan wohnt, lässt ihm keine Ruhe. Während seines unkonventionellen Unterrichts – er scheint vom Lernen nicht viel zu halten – nimmt er Wan-Duk plötzlich ins Lehrerzimmer mit und verkündet ihm, dass er ihn als Sozialhilfeempfänger angemeldet hat und er deswegen Lebensmittel aus der Schule mitnehmen soll. Allerdings besteht der Lehrer auch darauf, dass er den Instantreis bekommt – selbstlos ist Dung-Ju sicher nicht und Wan-Duk hat das Gefühl, dass sein Lehrer darauf aus ist, ihm auf die Nerven zu gehen. Warum sonst sollte er jeden Abend laut vom Dach des Nachbarhauses seinen Namen brüllen, um seine Aufmerksamkeit zu erregen, und sich dadurch die Wut der restlichen Nachbarn zuziehen? Und auch auf das Interesse der etwas pummeligen Klassenbesten Yun-Ha könnte er eigentlich verzichten ... oder vielleicht doch nicht?

*Eins – Zwei, Eins – Zwei – Drei* erzählt das Leben eines jugendlichen Außenseiters mit Wärme und Humor. Wan-Duk muss die Diskriminierung seines Vaters ebenso ertragen wie die Tatsache, dass seine Mutter die Familie verlassen hat, als er noch sehr klein war – warum, weiß er nicht. Aber es stört ihn nicht, er vermisst sie nicht und braucht sie auch nicht; zumindest behauptet er das von sich. Auf Hänseleien reagiert er jedoch schnell mit Gewalt, auch wenn er selbst das nicht so sieht: „Ich mag Schlägereien nicht,“ sagt er, „Ich habe nur zugeschlagen, wenn sich jemand über meinen Vater lustig gemacht hat, indem er ihn Zwerg nannte.“ (105) Es wird deutlich, dass Wan-Duk mit den vielen negativen Gefühlen nicht umgehen kann und allein deswegen zur Gewalt greift.

Fast könnte man denken, dass Wan-Duk sich in einer Abwärtsspirale befindet, dass es sich bei *Eins – Zwei, Ein – Zwei – Drei* um ein düsteres Sozialdrama handelt, aber dem ist nicht so. Kim Ryeo-Ryeong widmet sich dem ewigen Außenseiter Wan-Duk, der zusammen mit seiner Familie am Rande der koreanischen Gesellschaft steht, mit viel Wärme und Verständnis.

Der Roman ist aus Wan-Duks Sicht erzählt, der seinem eigenen Leben mit etwas Distanz, aber auch mit Humor gegenübersteht. Der Schreibstil ist locker und Umgangssprachlich, mit recht



vielen kurzen Sätzen und Satzfragmenten, was gut zu Wan-Duks Charakter passt und (dennoch?) spannend zu lesen ist.

Der koreanische Jugendroman *Eins – Zwei, Eins – Zwei – Drei* ignoriert die gesellschaftlichen Probleme nicht und spricht auch schwierige Themen wie Armut, Ausnutzung von Immigranten und Rassismus an, vermittelt aber eine eher hoffnungsvolle Perspektive und zelebriert den Zusammenhalt zwischen eigentlich sehr unterschiedlichen Außenseitern. [bb]



**Natsu Miyashita: Der Spielplatz der Götter. Eine Familie zieht aufs Land. a.d. Japanischen von Katja Busson.**  
cass 2019 · 272 S. · 20.00 · 978-3-944751-21-4 ★★★★★

Natsu Miyashitas Ehemann war schon immer von Hokkaido fasziniert und die Familie hat bereits einige Urlaube dort verbracht. Nun wollen sie – die Autorin, ihr Ehemann und die drei Kinder – für längere Zeit auf die zweitgrößte, relativ dünn besiedelte Insel Japans ziehen. Zuerst sollen es zwei Jahre in Obihiro werden, einer kleinen Stadt im Inneren der Insel, doch dann überzeugt besagter Ehemann seine Familie, dass es doch sinnvoller sei, direkt in ein kleines Dörfchen umgeben von wilder Natur umzusiedeln, wenn man sowieso schon in die Provinz zieht. Auf Hokkaido wollen die Miyashitas nicht nur entspannt vor einer spektakulären Bergkulisse leben und dabei die Kultur eines solch abgelegenen, naturnahen Landstrichs aus erster Hand erfahren, sondern planen auch, sich fernab von Leistungsdruck und den gesellschaftlichen Zwängen des urbanen Japans mit der Frage zu beschäftigen, wie sie ihr Leben gestalten wollen.

Gesagt, getan. Die Familie zieht nach Tomuraushi – allerdings anders als ursprünglich geplant nur für ein Jahr, denn das Dorf hat nur eine Grund- und Mittelschule, aber Sohn Nr. 1 muss im nächsten Jahr auf eine Oberschule wechseln. Ohnehin hat die Schule nur sehr wenige Schüler – neun Grundschüler und ein Mittelschüler –, so dass sich Miyashita schon Sorgen macht, dass die kleine Schule ihre Kinder, gerade ihren ältesten Sohn, nicht ausreichend auf die in Japan so wichtigen Eingangsprüfungen für die Oberschulen vorbereitet. (Besorgt spricht sie mit dem Lehrer ihres Sohnes, weil dieser von der großen Freiheit in der Schule geschwärmt hat. „*Es ist nicht so, dass es keine Hausaufgaben gibt, Ihr Sohn macht bloß keine*, klärt mich sein Lehrer auf. Ich bin geplättet.“ (S. 41))

Miyashita berichtet in Tagebuchform von den Erlebnissen ihrer Familie an dem Ort, der in der Sprache der Ainu „Kamui Mintara“ heißt – der Spielplatz der Götter. Das Buch ist in Monate statt Kapitel eingeteilt; es beginnt mit Neujahr, als der Plan gefasst wird, nach Tomuraushi zu ziehen, und folgt der Familie dann von April bis April – das japanische Schuljahr beginnt im April,



weswegen sich die Familie Miyashita, ihren drei Kindern zuliebe, danach richtet. Jedes Kapitel beginnt mit dem Monat, einer thematischen Überschrift (im Mai heißt es zum Beispiel, dass „die Knospen an den Kirschbäumen [...] noch steinhart“ (S. 45) sind) und einer kurzen Beschreibung, in der Miyashita Überlegungen über den jeweiligen Monat und das dazugehörige Leben in Tomuraushi anstellt.

Das „Tagebuch“ – ursprünglich als Kolumnen in einer Zeitung erschienen – berichtet nicht nur von der berührenden Schönheit der Natur, von der die Familie Miyashita in ihrem Jahr in Tomuraushi ständig umgeben ist, sondern auch vom Alltag in einer entlegenen Gegend, in der es kaum Menschen, kaum moderne Geschäfte zu geben scheint, in der sich aber alle nahe stehen und in echter nachbarschaftlicher Gemeinschaft leben. Miyashita berichtet von einer Beinahe-Begegnung mit einem Bären ebenso wie von Besuchen in einem Onsen, einer heißen Quelle, was in Japan alles andere als außergewöhnlich ist (auch der Alltag wird allerdings nie langweilig – in der heißen Quelle seufzt die Mutter „Das ist eine echte Verjüngungskur!“, worauf das Töchterchen fragt, wie viele Jahrtausende die Mutter denn jünger geworden sei. *Zwei*, lautet Miyashitas Antwort).

Miyashitas ebenso humor- wie liebevolle Erzählweise lassen *Der Spielplatz der Götter* zu einem ganz besonderen Lesevergnügen werden. Man hat das Gefühl, die Familie gut kennenzulernen und sie ins Herz zu schließen, ganz besonders die Kinder, die Miyashita mit all ihren Marotten und Eigenheiten zeigt.

Auch über die japanische Kultur lernt man viel, wobei die Übersetzung im Fließtext nicht viel Rücksicht auf einen deutschen Leser nimmt – die Anspielungen an japanische Schauspieler, Autoren, Anime- oder Mangafiguren sind vollständig erhalten geblieben und werden auch nicht in hinzugefügten Passagen erklärt. Stattdessen findet sich am Ende des Buches ein umfangreiches Glossar, in dem alle im Text mit Sternchen versehenen Begriffe erklärt sind. So kann der Leser selbst entscheiden, ob er zusätzliche Hilfe braucht oder den Text einfach so liest, wie er ist, und sich kulturelle Besonderheiten eben aus dem Kontext herleitet (oder sie bereits kennt).

Optisch ist das Buch ebenfalls sehr schön – es ist in einen weißen Umschlag eingeschlagen, der sich nicht nur gut anfühlt, sondern auf dem auch charmante (Buntstift?) Zeichnungen verschiedener Tiere und Pflanzen von Aiko Fukawa abgebildet sind.

Miyashitas *Der Spielplatz der Götter* hat mich sowohl durch den Inhalt als auch durch die witzige Erzählweise mitgerissen – bleibt zu hoffen, dass auch weitere Romane dieser hervorragenden Schriftstellerin ins Deutsche übertragen werden! [bb]



**Manichi Yoshimura: Kein schöner Ort. a.d. Japanischen von Jürgen Stalph. cass 2018 · 158 S. · 17.00 · 978-3-944751-19-1 ★★★★★**

Die elfjährige Oguri Kyoko lebt in Umizuka, einer kleinen Stadt am Meer, deren Bewohner außerordentlich stolz auf ihre Heimat sind. Die Fische, das Gemüse, das Obst ... Nirgends sind die Lebensmittel gesünder und köstlicher als in Umizuka. Nirgendwo sonst halten die Bewohner so sehr zusammen, nirgends sonst ist das Gemeinschaftsgefühl stärker. Umizuka wird von den Einheimischen so sehr gelobt, dass es beinahe religiöse, sektenhafte Töne annimmt – und dies trägt schon früh dazu bei, dass die Leser die Idylle in Frage stellen.

Kyoko erzählt in Rückschau als etwa Dreißigjährige von ihren Erfahrungen in der Schule und in der Stadt als Grundschülerin, berichtet von ihren Freunden Ken-kun und Hiroko-chan, mit denen sie meist ihre Pausen verbringt, auch wenn es dank verschiedener Eifersüchteleien manchmal Streit gibt. Außerdem geht es darum, wie es ist, in Armut aufzuwachsen, denn Kyoko und ihre alleinerziehende Mutter gehören eher zur Unterschicht; die Mutter verdient ihr Geld als Zimmermädchen in einem Love Hotel (eins, „in das erwachsene Paare gehen“ S. 26) und später auch, indem sie in Heimarbeit Ledergeldbeutel zusammenklebt. Allerdings wird schnell unterschwellig deutlich, dass in Umizuka nicht alles so ist, wie es auf den ersten Blick scheint, auch wenn mit keinem Wort erwähnt wird, was genau nicht stimmt.

Die erste Andeutung auf eine Katastrophe in der jüngsten Vergangenheit Umizukas taucht in einer Schulstunde auf, in der die Kinder zunächst recht harmlos über die Bedeutung von Heimat sprechen – bis dann eine der richtigen Antworten lautet: „Weil ich nicht will, dass wir unsere Heimat noch einmal verlieren.“ (S. 45). Fast könnte man es überlesen, zumal an keiner Stelle eine wirkliche Erklärung geliefert wird – denn nach und nach muss man sich selbst zusammenreimen, warum alle in Umizuka so erpicht darauf sind, einander zu versichern, dass das frische Essen in Umizuka völlig gesund ist, am gesündesten sogar, warum Kyokos Mutter dennoch alle Nahrungsmittel aus Umizuka, die sie kauft, ‚spendet‘ und selbst nur Dosengerichte kocht oder warum das Sterben von Grundschulkindern so alltäglich ist, dass es in Kyokos Erzählung kaum mehr als eine kurze Erwähnung rechtfertigt.

Yoshimura vermag es, sehr schnell eine bedrückende Atmosphäre zu kreieren. Vage Andeutungen sorgen dafür, dass sich ein Gefühl der Beklemmung einstellt. Selbst die augenscheinlich freundlichen Versuche von Nachbarn und Schulfreunden, Kyoko in die Gemeinschaft einzubeziehen, wirken zunehmend bedrohlich.

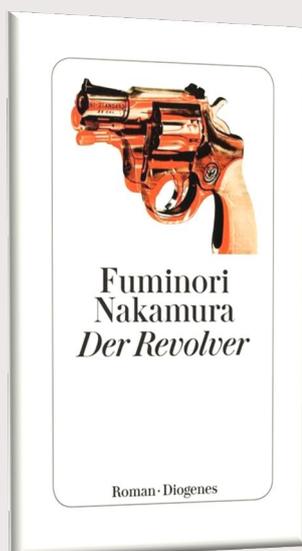
Ohne zu viel zu verraten: Was wirklich in Umizuka passiert ist, wird nie erklärt – aber darum geht es auch nicht in Yoshimuras fesselnden Roman. Ein Zitat auf dem Buchrücken macht es



deutlich: „Nicht die Katastrophe ist das Problem. Sondern das danach.“ (Osamu Yoshino – leider konnte ich keine Informationen dazu finden, um wen es sich dabei handelt.) Das Danach, das hier zum Problem wird, ist das Totschweigen, die Weigerung, sich mit der Katastrophe und deren Konsequenzen zu befassen – vielleicht aber auch die Hilflosigkeit, weil es keine Lösung, keinen Ausweg mehr zu geben scheint.

Im Japanischen gibt der Titel zumindest ein paar deutlichere Hinweise - *Borādo-byō*, *bollard disease* oder Pollerkrankheit, weist zumindest darauf hin, dass die Katastrophe lange nach dem Geschehen noch krank macht (auch wenn das schon an der hohen Sterberate der Kinder in Kyokos Grundschule deutlich wird) und der Poller könnte auf den Hafen der Stadt hinweisen, von dem aus man Fabriken verschiedener Chemiekonzerne sehen kann ... auch der Gedanke an den Atomunfall in Fukushima lässt sich nicht vermeiden, zumal der Roman durchaus als Reaktion auf die damaligen Geschehnisse zu verstehen ist, insbesondere auf die Zögerlichkeit, mit der TEPCO und Regierung auf die Katastrophe reagierten. Allein darauf lässt sich *Kein schönerer Ort* aber nicht reduzieren. Gerade weil die Katastrophe in Umizuka unbenannt bleibt, kann man den Roman durchaus als allgemeingültigen Kommentar darauf verstehen, wie Menschen auf Katastrophen reagieren – vielleicht besonders solche, die menschengemacht sind. Der Verweis auf die Chemie-Konzerne, die zwar auf der anderen Seite der Bucht angesiedelt sind und damit weit von Umizuka entfernt, können als Kritik auf Konzerne verstanden werden, die ohne Rücksicht auf die Gesundheit der Bevölkerung handeln und beispielsweise ungehindert giftige Emissionen verursachen können.

Wenn die Katastrophe und die daraus resultierende Krankheit totgeschwiegen werden, Kinder sterben und auf den Beerdigungen nur leere Worte, die das Zusammengehörigkeitsgefühl feiern sollen, gehört werden, fühlt sich manch ein Leser unangenehm daran erinnert, dass die Tendenz, ein Problem zu ignorieren, statt es zu lösen oder wenigstens als solches wahrzunehmen, eine zutiefst menschliche, aber auch (selbst)zerstörerische Eigenschaft ist. [bb]



**Fuminori Nakamura: Der Revolver. a.d. Japanischen von Thomas Eggenberg. Diogenes 2019 · 192 S. · 22.00 · 978-3-257-07061-3 ★★★(★)**

Schon von den ersten Sätzen an weiß man, dass man es hier mit einem unzuverlässigen Erzähler zu tun hat. „Gestern – es kommt mir vor wie gestern – habe ich einen Revolver gefunden. Vielleicht auch gestohlen, ich weiß es nicht genau.“ (S. 9)

Es ist der Student Nishikawa, der hier spricht. An einem regnerischen Abend hat er eine Leiche unter einer Brücke am Fluss Arakawa entdeckt, doch er meldet den Fund nicht der Polizei. Stattdessen nimmt er die Waffe, die er bei der Leiche findet, den titelgebenden Revolver, einfach mit – der mutmaßliche Selbstmord wird daher als Mord betrachtet, sobald die Polizei die Leiche findet. Nishikawa wird zunehmend paranoider und befürchtet, dass er verdächtigt werden könnte



– trotzdem sträubt er sich vehement dagegen, den Revolver wieder loszuwerden. Und tatsächlich gerät er ins Blickfeld der Polizei, was seine Wahnvorstellungen noch verschlimmert und ihn zuerst in seiner Fixierung auf den Revolver und vor allem in dem Gedanken, ihn abfeuern zu wollen, bestärkt.

Von Anfang an ist der junge Mann von der Waffe wie besessen. Seine Gedanken kreisen ständig um den Revolver und alle positiven Entwicklungen in seinem Leben schreibt er dem Fundobjekt zu. Faszination und Euphorie begleiten ihn Tag für Tag; auch an der Universität arbeitet er mit mehr Elan – oder zumindest stellt er es so dar. Für den Revolver kauft er zwei weiße Taschentücher – um ihn besser präsentieren zu können – und ein schwarzes, mit dem er den Revolver poliert.

Durch die Beschreibungen seines alltäglichen Lebens, das mehr und mehr vom Revolver eingenommen wird, erfährt der Leser zunehmend von Nishikawas Gedankenwelt und von seiner Einstellung zu seinen Mitmenschen – Kommilitonen, Frauen –, die er für vollkommen normal hält, die aber vom Leser schnell als verstörend wahrgenommen wird. Tatsächliche Gefühle – Euphorie, Freude, sogar Liebe – scheint Nishikawa nur für den Revolver zu empfinden; seine Freunde versteht er eher als Zeitvertreib und seine weiblichen Bekanntschaften sind für ihn lediglich Sexpartner, für die er nur dann Gefühle vortäuscht, wenn es ihn amüsiert.

Nakamuras *Der Revolver* erzählt auf verstörende Weise, wie Nishikawa langsam jeglichen Bezug zur Realität verliert. Nishikawa ist dabei ein unzuverlässiger Erzähler par excellence – durch die Erzählung in Ich-Perspektive kommt Nishikawas verzerrte Wahrnehmung der Realität besonders eindrücklich zur Geltung. Die Kürze der Erzählung trägt besonders zu ihrem verstörenden Effekt bei, da sich Nishikawas Wandel zum Wahnsinn in verhältnismäßig kurzer Zeit vollzieht.

Mit seiner Geschichte über den potentiell psychopathisch veranlagten Studenten Nishikawa zeigt Nakamura, dass sich hinter der ‚respektablen‘ Fassade der (japanischen) bürgerlichen Gesellschaft wahre Untiefen auftun können und dass es manchmal nur eine dünne Linie ist, die das vermeintlich ‚Normale‘ vom Wahnsinn trennt.

*Der Revolver* ist ein psychologisches Porträt eines Wahnsinnigen, das den Leser besonders beschäftigt, weil es so gut wie keine Distanz zwischen Erzähler und Erzähltem gibt, so dass die Ereignisse besonders unmittelbar wirken. Ein offenes Ende, das auf einen ziemlich überraschenden Twist folgt, sorgt dafür, dass das Buch so manchen Leser länger beschäftigen wird. So mancher ist vielleicht eher abgeschreckt und kann mit der wirren Gedankenwelt Nishikawas, die sich in der Erzählweise deutlich niederschlägt, nichts anfangen – wer allerdings psychologische Thriller mag und sich nicht davor scheut, in die Gedanken eines realitätsfernen und potentiell gefährlichen jungen Mannes einzutauchen, wird Nakamuras Werk faszinierend finden. [bb]



**Mieko Kawakami: Brüste und Eier. a.d. Japanischen von Katja Busson. Dumont 2020 · 496 S. · 24.00 · 978-3-8321-8373-8 ★★★★★**

*Don't judge a book by its cover* – ein Buch sollte man nicht aufgrund des Umschlags beurteilen; und auch nicht nach dem Titel, zumindest, wenn es sich dabei um ein Buch wie Mieko Kawakamis *Brüste und Eier* handelt. *Brüste und Eier*, das klingt ein wenig vulgär, eventuell sehr sexualisiert, sprich: nicht wie ein Buch, das mir gefallen würde. *Brüste und Eier* ist allerdings nur der deutsche Titel, dem englischen *Breasts and Eggs* nachempfunden, bei dem immerhin klar wird, dass es sich um die weibliche Variante von Eiern handelt, nicht die männliche. Im Japanischen aber ist der Titel um einiges schöner und poetischer: *Natsu monogatari* heißt der Roman in seinem Ursprungsland. ‚Natsu‘ ist der Sommer, ‚monogatari‘ die Geschichten. ‚Sommer-Geschichten‘ oder ‚Geschichten über

den Sommer‘ hätte man es also nennen können – im Japanischen kommt dazu, dass die Protagonisten Natsuko Natsume heißt, das Zeichen für Sommer also gleich zweimal im Namen trägt. Klar, ein solches Wortspiel ist nicht einfach zu übersetzen... Aber tatsächlich finden sich im Roman mindestens zwei Stellen, an denen Natsukos Name explizit angesprochen wird, inklusive Verbindung zum Sommer, so dass man die Verbindung zum Titel darüber hätte begründen und vielleicht sogar in der Übersetzung deutlicher machen können.

Hat man sich von dem Titel jedoch nicht abschrecken lassen (und ja, es gibt sicher auch Leute, die sich davon angesprochen fühlen), wird man mit einem mitreißenden, feministischen Buch belohnt, das wichtige Themen anspricht, die sonst in der japanischen Kultur, aber durchaus auch in der deutschen, öfter unter den Tisch fallen.

Im ersten Teil ist Natsuko Natsume 30 Jahre alt und vor 10 Jahren nach Tokyo gezogen, um dort Schriftstellerin zu werden – bislang klappt das allerdings nicht allzu gut und sie hält sich mit Gelegenheitsarbeiten über Wasser. Sie kommt zurecht, aber allzu weit hat sie sich noch nicht vom Milieu ihrer Kindheit entfernt: Natsuko und ihre ältere Schwester Makiko sind in Armut aufgewachsen; die Mutter war Hostess in einer Bar in Osaka und Makiko ist in ihre Fußstapfen getreten. Teil 1 umfasst nur ein paar Tage im Sommer, in denen Makiko und ihre zwölfjährige Tochter Midoriko Natsuko in Tokyo besuchen. Makiko leidet unter Komplexen wegen ihres Körpers und möchte sich die Brüste vergrößern lassen, während Midoriko unter der beginnenden Pubertät leidet und mit ihrem sich verändernden Körper kaum zurechtkommt. Natsukos Ich-Erzählung wird unterbrochen von Tagebucheinträgen/kurzen Essays, die Midoriko über ihre Gedanken und Probleme verfasst und die ein junges Mädchen zeigen, das, gerade weil es klug ist, mit den gesellschaftlichen Zwängen sehr zu kämpfen hat.

Teil 2 umfasst einen weit größeren Zeitraum und ist überschrieben mit „Sommer 2016 – Sommer 2019“. Natsuko hat mittlerweile einen erfolgreichen Kurzgeschichtenband herausgegeben und kann von ihrer Arbeit als Schriftstellerin und Zeitungskolumnistin leben, kämpft aber seit bereits



zwei Jahren mit der Fertigstellung ihres ersten Romans. Dazu kommt, dass sie sich, nunmehr 38-jährig, Gedanken darüber macht, ob sie ein Kind will – ohne Partner, denn sie ist asexuell und hatte auch seit Studienzeiten keine Beziehung mehr. In ihren Nachforschungen über die Möglichkeiten, die sie als alleinstehende Frau hat, um schwanger zu werden, stößt sie auf unterschiedliche Frauen (und auch Männer) sowie deren Lebensentwürfe, beschäftigt sich mit der Ethik von Samenspenden, der Stellung der Frau in der Gesellschaft, den Beziehungen zwischen Mann und Frau, Sexualität, Geschlecht und noch vieles mehr.

*Brüste und Eier* zeichnet sich dadurch aus, dass es all diese Themen klug und nuanciert behandelt, unterschiedliche Blickwinkel beleuchtet, (die sich Natsuko öffnen, weil sie mit anderen Leuten spricht und ihnen zuhört), und auch vor schwierigen Themen nicht zurückweicht. Gerade die Darstellung Natsukos als asexuelle Frau ist gut und wichtig, da das Thema nach wie vor weitgehend unbekannt ist. Natsuko hatte Sex in ihrer Studienzeit, aber sie mochte es nicht; gut 18 Jahre später fehlt ihr auch nichts, weil sie keinen hat. Das heißt aber nicht, dass sie keine romantische Beziehung möchte – es ist nur eben schwer, eine zu führen, wenn die Partner unterschiedliche sexuelle Bedürfnisse haben (Natsuko ist demzufolge asexuell, nicht aber aromantisch). Auch über Homosexualität und Geschlecht macht sich Natsuko Gedanken, wobei deutlich wird, dass Kawakami und ihre Protagonistin wohl nicht unbedingt zum konservativen Lager gehören. Stutzen lässt einzig eine Stelle, an der (womöglich?) ein trans Mann vorkommt, den Natsuko augenscheinlich auch als solchen ansieht – sie verwendet allerdings konsequent weibliche Pronomen, was seltsam anmutet. Eventuell könnte es aber an der Übersetzung liegen, da man im Japanischen auch gut ohne Pronomen zurechtkommt.

Natsukos Karriere als Schriftstellerin ist ein spannender Zusatz zum feministischen Hauptthema: Der Leser erhält Einblick in das japanische Literaturgewerbe, lernt bestimmte ‚Schriftstellertypen‘ kennen (darunter die selbstbewusste und streitbare Rika Yusa) und erhält auch kurze Einblicke in Natsukos kreatives Werk – man bekommt geradezu Lust, auch ihre fiktive Kurzgeschichtensammlung lesen zu wollen. [bb]



**Junichiro Tanizaki: Der Schlüssel. a.d. Japanischen von Katja Cassing & Jürgen Stalph. cass 2017 · 208 S. · 16.00 · 978-3-944751-16-0 ★★★**

Der Roman *Der Schlüssel* von Junichiro Tanizaki wird in unterschiedlichen Tagebucheinträgen erzählt – dabei wechselt die Erzählstimme zwischen dem Universitätsprofessor und seiner elf Jahre jüngeren, sexuell anscheinend unersättlichen Ehefrau Ikuko hin und her. Direkt fällt dabei ins Auge, dass die Tagebucheinträge durch unterschiedliche Schriftarten voneinander unterschieden werden und dass gerade die Einträge des Professors, die komplett in Großbuchstaben verfasst sind, schwer lesbar sind. Wer jedoch zu Beginn denkt, dass eine bessere Typographie-Entscheidung möglich gewesen wäre – schließlich hätte man ja auch die Tagebucheinträge der Ehefrau kursiv setzen



können – wird in der sehr interessanten Editorischen Notiz am Ende des Romans eines besseren belehrt: Die deutsche Schriftsetzung spiegelt die verwendeten Schriftzeichen im Japanischen wider; hier schreibt der Professor in der kantigen ‚Männerschrift‘ Katakana (+ Kanji), während Ikuko sich der geschwungeneren ‚Frauenschrift‘ Hiragana (+ Kanji) bedient. Ikukos Tagebucheinträge wurden von Katja Cassing übersetzt, während Jürgen Stalph sich dem Professor gewidmet hat – interessant ist es allemal, dass hier beim Übersetzen die ‚Geschlechtereinteilung‘ beachtet wurde, während das Original natürlich komplett vom männlichen Schriftsteller Tanizaki verfasst wurde. Ob das aber Ton (und Authentizität?) des Romans beeinflusst hat, kann wohl nur einschätzen, wer den Roman im Original lesen kann.

*Der Schlüssel* beginnt mit einem Tagebucheintrag des Professors, in dem er beschließt, sich in Zukunft keine Sorgen mehr zu machen, ob seine Frau das geheime Tagebuch vielleicht finden und lesen könnte. Stattdessen will er es nun nutzen, um offen über das Sexualleben des Paares zu schreiben und somit seiner – von ihm als gleichermaßen prude wie lüstern beschriebenen – Ehefrau seine Wünsche mitzuteilen. Es entspinnt sich eine beinahe surreal anmutende *Ménage à Quatre*, in die neben dem Professor und seiner Ehefrau noch die 20-jährige Tochter Toshiko und der junge Lehrer Herr Kimura verwickelt sind. Der Professor etwa hegt den Verdacht, dass Kimura, ursprünglich ein Verehrer der Tochter, mittlerweile ihre Mutter bevorzugt – er wird eifersüchtig, findet aber heraus, dass genau diese Eifersucht ihn sexuell beflügelt, weswegen er in seinem Tagebuch seiner Frau die Aufforderung mitteilt, mit Kimura soweit zu gehen wie möglich, ohne die Grenze zu überschreiten. Gleichzeitig lädt er Kimura alle paar Tage zum Abendessen ein, was letztlich nur eine Entschuldigung ist, seine Frau betrunken zu machen, um sie dann, während sie mehr oder weniger bewusstlos ist, in verschiedenen Positionen nackt betrachten zu können.

Das Ehepaar stiftet sich gegenseitig über ihre Tagebücher zu immer mehr (und immer fragwürdigeren) sexuellen Handlungen an, stets unter dem Vorwand, das jeweils andere Tagebuch gar nicht zu kennen. Auch Toshiko und Kimura nehmen zunehmend aktivere Rollen in der ausufernden Beziehung zwischen Professor und Ikuko ein, wobei Toshikos Beweggründe am wenigsten zu durchschauen sind – warum fädelt die Tochter es immer wieder so ein, dass ihre Mutter Gelegenheit bekommt, sich allein mit Kimura zu treffen? Warum ermöglicht sie es dem mittlerweile erkrankten Vater, davon über das Tagebuch ihrer Mutter zu erfahren?

Das intrigante Spiel um Sexualität und deren Unterdrückung ist komplex und wird von Tanizaki auf eine Art und Weise dargestellt, die die Verwickelungen und Täuschungen zwischen Professor, Ikuko, Kimura und Toshiko zum Ausdruck bringt, ohne den Leser zu verwirren. Die sexuellen Inhalte sorgten, so die Info in der Autorenbiographie, für eine Pornographie-Debatte in Japan, auch wenn das Buch letzten Endes nicht verboten wurde. Tatsächlich sind die sexuellen Begierden, die recht ungeschminkt dargestellt werden, nicht jedermanns Geschmack – gerade das Verhalten des Professors gegenüber Ikuko wirft Fragen nach einvernehmlichem Geschlechtsverkehr, beziehungsweise nach dem Fehlen eines Einverständnisses, wenn einer der beiden Partner nicht bei Bewusstsein ist, auf. Aus Ikukos Tagebucheinträgen erfahren wir, dass ihr das Verhalten ihres Ehemanns zwar etwas zuwider ist, sie aber prinzipiell nichts gegen den Geschlechtsverkehr einzuwenden hat, - der Leser sollte wohl bedenken, wenn er die Figur bewertet, dass sie, eine weibliche Figur, aus der



Feder eines Mannes stammt und dementsprechend vielleicht eine gewisse Männerfantasie widerspiegelt.

*Der Schlüssel* erzählt von den sexuellen und bisweilen kriminellen Handlungen einer kleinen Gruppe mehr oder weniger unsympathischer Zeitgenossen – als Charaktere sind die vier Figuren durchaus interessant und komplex gestaltet. Man muss allerdings wissen, worauf man sich einlässt, bevor man sich Tanizakis Roman widmet, denn nicht jeder liest gerne solche sexuellen Schilderungen, und der eine oder andere, der sich nichtsahnend an den Roman wagt, wird seine Lektüre vielleicht nicht beenden. Leser, denen solche Inhalte gefallen, finden in *Der Schlüssel* eine spannende Lektüre – auch durch seine ungewöhnliche Struktur der beiden Tagebücher und das Doppelspiel der Ehepartner. [bb]



**Shen Fu: Aufzeichnungen aus einem flüchtigen Leben.  
a.d. Chinesischen von Richard von Schirach. Matthes &  
Seitz 2019 · 208 Seiten · 17.99 · 978-3-95757-747-4**

★★★★★

Kann man diesen chinesischen Text aus dem 18. Jahrhundert schätzen und seiner literarischen Qualität gerecht werden? Letzteres sicher nicht, wenn man sich „nur“ in der europäischen Literatur auskennt. Viele Feinheiten der Originalsprache gehen wie bei (fast) allen Übersetzungen verloren, aber vor allem entgehen dem Leser literarische und gesellschaftliche Anspielungen. Was das bedeuten mag, erhellt ein Vergleich mit Patrick Süskinds Roman „Das Parfum“, der nicht nur in den ersten Kapiteln eine Überfülle literarischer Anspielungen enthält und damit den kundigen Leser nicht wenig erfreut.

Ich glaube, dass auch Shen Fu, der Autor der *Aufzeichnungen aus einem flüchtigen Leben*, gern mit seiner literarischen Bildung glänzen wollte – trotz aller Bescheidenheit. Die ganze Fülle erschließt sich aber dem europäischen Leser nicht. Warum also lohnt sich die Lektüre?

Es ist einmal der Blick in eine fremde Kultur, die auch zeitlich 200 Jahre entfernt ist. Shen Fu entstammt einer gesellschaftlichen Schicht, über die wir wenig wissen. Wir wissen vom vermögenden chinesischen Adel, den Großgrundbesitzern und auf der Gegenseite den armen Bauern und besitzlosen Unterschichten. Shen Fu aber steht dazwischen, seine Eltern besitzen kein Vermögen, sein Vater verdient den Unterhalt in der lokalen Verwaltung. Man kann von „unterer Mittelschicht“ sprechen. Shen Fu selbst besitzt nichts außer seinen Fähigkeiten als Kalligraph, Maler und kreativer Schöngest. Eine Karriere in der hohen kaiserlichen Verwaltung kann er nicht durchlaufen, obwohl ihm im alten China keine Standesschranken den Zugang verwehren, aber er besteht die strengen Aufnahmeprüfungen nicht.



So verdient er sich zeitlebens seinen Unterhalt mit Schreibearbeiten und ähnlichem. Körperliche Arbeit ergreift er nicht, das steht nie zur Debatte, trotz bitterer Armut und Existenznot.

Shen Fus *Aufzeichnungen* enthalten keine Klage bzw. Kritik an den gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Zuständen Chinas im 18. Jahrhundert, die politische Ordnung bleibt unantastbar. Die *Aufzeichnungen* drehen sich um Shen Fu selbst, um seine zwischenmenschlichen Beziehungen, seine Befindlichkeiten, Interessen, Leiden und Freuden. Legt man europäische Maßstäbe an, so kann man von einem Bildungsroman, nicht aber von einem Entwicklungsroman sprechen.

Äußeres Geschehen wie z. B. die misslungenen Prüfungen oder Geburt und Erziehung der Kinder, selbst der Tod des einzigen Sohnes werden äußerst dezent dargestellt. Breiterer Raum gehört der Beziehung zwischen Shen Fu und seiner Frau, aber auch hier wird vieles nur zart angedeutet.

Wir gewinnen ein Bild einer chinesischen Frau und ihres Mannes, das uns sehr überrascht. Trotz ungewohnter Praktiken wie dem Konkubinat und dem Umgang mit Freudenmädchen sind Shen Fu und seine Frau liebevolle Partner, die sich auf Augenhöhe begegnen, ihre Interessen teilen, Verständnis füreinander haben und trotz etlicher Widrigkeiten 23 Jahre lang eine glückliche Ehe führen. In Chen Yun begegnet uns eine kluge, praktisch und künstlerisch begabte Frau, die ihren Freiraum nutzt, ohne dass ihr Ehemann Anstoß nimmt. Nur die Schwiegereltern können Chen Yuns Neigungen und Verhalten nicht akzeptieren.

Für Shen Fu hingegen ist seine Partnerin diejenige, mit der er seine Interessen teilt: Gespräche über Gedichte, schöne Dinge, kunstvolle Arrangements von Blumen, Steinen, Freude an Landschaftsgestaltung und Reisen in schöne Landschaften, Betrachtungen des Mondes, geselliges Beisammensein mit gleichgesinnten Freunden ... Shen Fu sperrt seine Frau nicht ein, auch ihre unglückliche Beziehung zu einer jungen Frau erregt weder seine Abscheu noch Widerstand; ihre Bedürfnisse akzeptiert er vorbehaltlos und selbstverständlich.

Chen Yun stirbt mit ungefähr 39 Jahren, Shen Fu wird einsam, sein weiteres Leben – soweit in den *Aufzeichnungen* festgehalten – führt er in ruhiger Melancholie, entsprechend der Weltanschauung, in der er groß geworden ist (hierzu erfährt man mehr im Vorwort und im kommentierenden Anhang).

Wer einen roten Faden in der Handlung sucht, wird enttäuscht, eine zielgerichtete (teleologische) Handlung wird nicht beschrieben; das Attribut im Titel – im Deutschen ‚flüchtig‘, in der englischen Übersetzung ‚floating‘ – unterstreicht das, und dem entspricht die nicht-chronologische Ordnung der *Aufzeichnungen*. Im Mittelpunkt steht vielmehr die Innenschau des Autors, dem es nicht um Politik und Karriere geht, sondern um sich selbst und das, was ihm wichtig ist, ohne egozentrisch zu sein. Deshalb entstehen im Kopf des Lesers Bilder von schönen chinesischen Landschaften und Seidenbildern, wenn er Shen Fus Schilderungen folgt. Wer „Anton Reiser“ oder den „Grünen Heinrich“ schätzt, wird auch ihren chinesischen Bruder lieben.

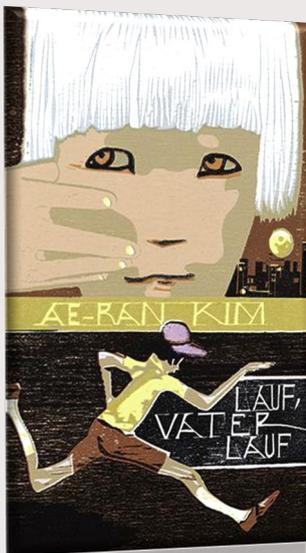
Die vorliegende Ausgabe ist keine wissenschaftliche Edition, aber doch mit zusätzlichen Informationen und Kommentaren versehen.

Ein ausführliches Vorwort informiert über die Werks- und Wirkungsgeschichte der *Aufzeichnungen*, die wohl in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstanden sind und 1877 eher zufällig



als hochwertige Literatur entdeckt wurden und bis heute zum chinesischen Literaturkanon gehören. Eine Interpretation führt in das Werk selbst ein. Im Anschluss an den Haupttext findet der Leser ein umfangreiches Glossar über Namen, Personen, unbekannte Begriffe usw. Im letzten Schritt erläutert der Herausgeber und Übersetzer die besonderen Schwierigkeiten der Übersetzungsarbeit und dankt seinem chinesischen Partner.

Der Leser wünschte sich zusätzlich topographische Karten, um sich genauer vorstellen zu können, wo Shen Fu gelebt und gewohnt hat und wohin seine Ausflüge und Reisen ihn geführt haben. Fotos der wunderbaren chinesischen Gärten, die zum Weltkulturerbe gehören, wären eine schöne Ergänzung. [ejb]



**Ae-Ran Kim: Lauf, Vater, lauf . a.d. Koreanischen von Inwon Park. cass 2014 · 224 S. · 16.00 · 978-3-944751-02-3**  
★★★★★

Ae-ran Kims Kurzgeschichtensammlung *Lauf, Vater, lauf* war Kims erste Veröffentlichung auf Deutsch, und auch wenn mittlerweile mehrere Erzählbände und ein Roman von ihr erschienen sind, so bleibt *Lauf, Vater, lauf* doch ein außergewöhnliches Werk, das sich als erste Begegnung mit der koreanischen Schriftstellerin ausgesprochen gut eignet – nicht nur, weil die Sammlung im Jahr 2005 mit den Hanguk Ilbo-Literaturpreis ausgezeichnet wurde.

Mit 25 Jahren war Ae-ran Kim die jüngste Preisträgerin überhaupt und dass ihre Kurzgeschichten tatsächlich außergewöhnlich sind, wird schon beim ersten Lesen klar. Die Titelgeschichte erzählt beispielsweise von einer jungen

Frau, deren Vater die Familie noch vor ihrer Geburt verlassen hat – und die sich daher vorstellt, wie er ständig läuft, ob zu einem Ziel oder einfach nur weg vor der Verantwortung, wird nicht ganz klar, und es ist für die Protagonistin auch nicht weiter von Bedeutung. Mit dem Bild des Vaters – in knallrosa Shorts und mit dicht behaarten, dünnen Beinen –, der immer nur rennt, zieht sie den Verlust ins Lächerliche, um damit umzugehen. Gleichzeitig bleibt die Geschichte aber nicht nur im Lächerlichen, denn Ae-ran Kim vermag es auch, den Leser zu berühren – auf so subtile Art und Weise, dass es mir schwer fällt, es genau zu formulieren. Eins ist aber klar, Kims Geschichten hinterlassen Eindruck.

Einige der Geschichten behandeln die schwierigen Beziehungen zwischen Vätern und Kindern – oftmals nachdem der Vater bereits aus dem Leben der Kinder verschwunden ist. In der Geschichte „Ein Liebesgruß“ wird ein Junge von seinem Vater im Park verlassen, während er ganz vertieft ist in ein Buch über mysteriöse Weltwunder – fast ausschließlich solche, die wissenschaftlich alles andere als belegt sind, und so ist es gerade Nessie, das Ungeheuer von Loch Ness, das die kindliche Phantasie des Protagonisten anregt und ihn sein Leben lang begleitet. Womöglich ist Nessie auch ein Hilfsmittel für den Jungen, um das Verschwinden des Vaters zu bewältigen, denn sie fasziniert



ihn vor allem deshalb, weil es sich „um ein vor langer Zeit verschwundenes Lebewesen handelte“ (128) – fast so wie der Vater eben auch ein verschwundenes Lebewesen ist.

Andere Geschichten beschäftigen sich mit den Abgründen des modernen Lebens – in „Convenience Stores“ ist die Protagonistin konstant auf der Suche nach den Geschäften, in denen sie möglichst große Anonymität genießt, nur um dann festzustellen, dass auch in den großen Einkaufsketten jeder Einkauf ihrerseits registriert wird – und man sie dort vielleicht besser kennt als im Familiengeschäft, wo gerne geplaudert wird. In „Niemand klopft an die Tür“ geht es unter anderem auch um die Entfremdung, die im modernen Großstadtleben stattfindet, wenn man aus finanziellen Gründen zu fünft in einer WG lebt und sich niemals sieht.

Das Interessanteste an Kims Kurzgeschichten ist allerdings nicht die Sozialkritik, sondern vielmehr die Unmöglichkeit, die Geschichten komplett zu erfassen. In nahezu allen Geschichten bleibt unterschwellig Ungesagtes zurück – warum die Väter ihre Kinder verlassen, warum die Frau im Convenience Store so verbissen um Anonymität bemüht ist, warum „Die ewige Erzählerin“ in ihrer Schulzeit depressiv war und diese lieber vergessen möchte... Man kann die Antworten auf alle diese Fragen erahnen, aber Kim überlässt den letzten Schritt der Interpretation stets dem Leser, lässt ihre Geschichten offen und damit auf sehr inspirierende Art und Weise instabil. Vielleicht ist es auch gerade diese Offenheit, die dafür sorgt, dass manche Geschichten ein beklemmendes, unheimliches Gefühl hinterlassen – besonders „Niemand klopft an die Tür“ sorgt dafür, dass nicht nur die Protagonistin, sondern auch die Leserin es beinahe mit der Angst zu tun bekommt.

*Lauf, Vater lauf* lässt sich nur schwer beschreiben, da die Geschichten alle unterschiedlich sind und dem Leser keine ‚Auflösung‘ ihrer Konflikte erlauben – fest steht aber, dass jede einzelne im Kopf bleibt und Eindruck hinterlässt. [bb]



**Jung-Hyuk Kim: Dein Schatten ist ein Montag. a.d. Koreanischen von Paula Weber. cass 2019 · 287 S. · 20.00 · 978-3-944751-20-7 ★★★★★**

Dongchi Gu ist ein ehemaliger Polizist, der als Privatdetektiv den Nachlass anderer Menschen auf Auftrag nach ihrem Tod vernichtet. Die Gründe können unterschiedlich sein – die Kunden möchten ihren guten Ruf nicht verlieren, möchten ein Geheimnis bewahren oder schlicht wissen, dass ihr Eigentum nicht in die falschen Hände geraten wird ... Dongchi fragt ohnehin nicht nach, sondern erledigt gewissenhaft seine Aufträge, was ihm besonders deshalb so gut gelingt, weil Inspektor Kim von der Kriminalpolizei ihm Informationen über plötzliche Todesfälle seiner Klienten zukommen lässt und ihm auch sonst gelegentlich unter die Arme greift, ob es nun legal ist oder nicht.



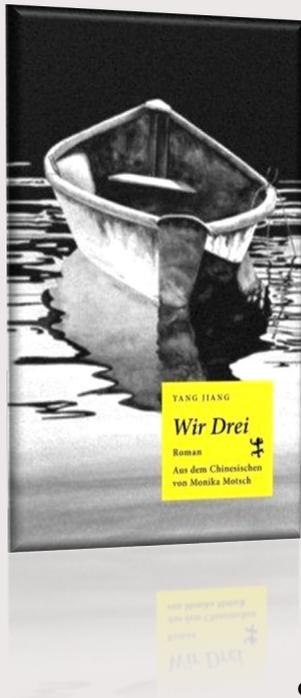
Der Privatdetektiv ist in mancher Hinsicht eine recht typische Ermittlerfigur – zum Beispiel ähnelt er Sherlock Holmes, dem Prototyp aller Privatdetektive. Sehr detailliert wird beschrieben, wie er Listen vor seinem inneren Auge durchgeht, Indizien sortiert und Pläne schmiedet, ohne dabei je etwas aufschreiben zu müssen. Gleichzeitig ist er auch auf eine sehr eigene Art exzentrisch, was der Leser schon im Prolog deutlich merkt – hier wird Dongchi Gus Büro inklusive seiner Angewohnheiten beschrieben: „Am liebsten verbrachte Gu seine Zeit damit, zurückgelehnt, die Füße auf dem Tisch, in den vertraulichen Akten seiner Klienten zu blättern und dabei Arien zu hören.“ (S. 6)

Kaum ein Satz beschreibt Gu besser als dieser: Während er auf einer altmodischen Audioanlage italienischen Opernsängern zuhört, stöbert er in den Unterlagen seiner Kunden, die er – entgegen seinen Versprechen – nicht vernichtet hat, sondern in seinem eigenen Geheimarchiv aufbewahrt. Sein zwar unkonventioneller, aber durchaus nicht unangenehmer Alltag wird unterbrochen, als das Tablet eines kürzlich verstorbenen Kunden verschwindet. Sowohl Gu als auch Kim machen sich auf die Suche nach dem Gerät – Gu, weil er seinen Vertrag nicht brechen möchte, Kim, weil er den Tod des Mannes für verdächtig hält. Bald schon sind sie verwickelt in einen Fall, der viel größer ist, als es zuerst den Anschein hat, und ungeahnte Konsequenzen nach sich ziehen wird.

*Dein Schatten ist ein Montag* ist ein spannender Krimi, der sich nicht (nur) auf den Todesfall konzentriert, der die Ereignisse in Gang setzt. Es geht auch um Gus Fälle und die Gründe, warum Menschen ihre Hinterlassenschaft vielleicht lieber zerstört wissen wollen als in den falschen Händen. Dementsprechend stehen eher die Charaktere im Vordergrund und der Fall, obgleich spannend, spielt er gegenüber den lebendig dargestellten Figuren und ihren Beziehungen eine nur untergeordnete Rolle. So treten auch die anderen Bewohner des Hauses, in dem Gu sein Büro hat, auf und helfen dem Detektiv bei seinen Ermittlungen, wobei ihre persönlichen Eigenarten zu Tage treten und zum besonderen Charme des Romans beitragen.

Die Übersetzung liest sich flüssig und behält einige kulturelle Aspekte der koreanischen Sprache bei – etwa die Anrede „Sonsaeng“, die der Eisenwarenhändler im Erdgeschoss von Gus Bürogebäude für Gu verwendet und die sich von „Sonsaengnim“, der koreanischen Ehrbezeichnung für Lehrer und andere höhergestellte Personen, ableitet. Erzählt wird die Geschichte aus der Perspektive verschiedener Figuren, so dass der Fall aus unterschiedlichen Blickwinkeln beleuchtet werden kann. Der Perspektivenwechsel findet oft fließend und mitten in einem Kapitel statt, was für den (westlichen?) Leser zuerst etwas ungewohnt erscheint, aber durchaus funktioniert. Durch diese Erzählweise werden auch Ereignisse dargestellt, die nicht unmittelbar mit dem Fall zu tun haben und dadurch den Leser sowohl in die Irre führen als auch ein vollständigeres Bild der Welt, in der *Dein Schatten ist ein Montag* spielt, zeichnen.

Jung-Hyuk Kims Kriminalroman ist ebenso humorvoll wie wehmütig, spannend wie nachdenklich – nicht unbedingt nur für Krimileser zu empfehlen, sondern auch für Fans exzentrischer Charaktere, die sich einen kurzen Einblick in das Leben in einem koreanischen Viertel erhoffen.  
[bettina burger]



**Yang Jiang: Wir Drei. a.d. Chinesischen von Monika Motsch.  
Matthes & Seitz 2020 · 222 S. · 22.00 · 978-3-95757-914-0  
★★★★★**

*Wir Drei* von Yang Jiang (1911–2016) ist eines der wunderbaren Bücher aus dem Seitz-Verlag, die den Leser in Leben und Kultur Chinas einführen. Die nicht nur in China bekannte Autorin Yang Jiang schreibt über den Verlust ihres Ehemannes Qian Zhongshu und ihrer Tochter, die 1997 bzw. 1998 im Alter von 88 und 60 Jahren innerhalb weniger Monate sterben. Das Schriftstellerehepaar war 63 Jahre verheiratet.

Joan Didions *Jahr des magischen Denkens* (2005) und *Blaue Stunden* (2011) gestalten genau das gleiche existentielle oder universale Problem: Wie erlebt man und überlebt man nach vielen Jahren der Gemeinsamkeit, wenn der Mann und das einzige Kind in kurzer Zeit sterben? Wenn die Überlebende nicht mehr jung ist und [nur noch] die Einsamkeit des letzten Lebensabschnitts vor sich sieht, der ja auch ganz anders aussehen könnte, nämlich erfüllt, ruhig, zufrieden.

Yang Jiang und Joan Didion miteinander zu vergleichen, war mein erster Impuls. Yang Jiang hat noch 18 Jahre gelebt, ehe sie 2016 104-jährig stirbt. Joan Didion ist seit 2003 Witwe, mittlerweile 86 Jahre alt.

Wenn man die Bücher beider Autorinnen liest, spürt man, wie ähnlich sie einander sind, wenn auch die Werke unterschiedlich gestaltet sind. Es gibt viel Gemeinsames, nicht nur in der Biographie, was ihr Schicksal über die Kontinente hinweg verbindet. Es gibt auch Unterschiede – unterschiedliche Versuche, den Tod der nächsten Menschen zu begreifen („verarbeiten“ schien und scheint mir ein unpassender Ausdruck).

*Wir Drei* (2003 zuerst in China erschienen), das Werk, um das es in dieser Rezension natürlich vorrangig geht, ist in mehrere Teile gegliedert:

Thema der ersten beiden Teile ist das Verlassenwerden und das lange Sterben von Ehemann und Tochter, beides nicht in Form von dokumentarischen Aufzeichnungen oder tagebuchartigen Betrachtungen, sondern in Traumsequenzen und Bildern – anfangs ist es für europäische Leser schwer, sich in diesen Prozess einzufinden und sich die ungewohnte Bildsprache zu erschließen. Die Metaphern von Schiff und Fluss, von Herbergen und Poststraßen spiegeln wohl altchinesische Traditionen, die man für sich selbst übersetzen muss. Was versteht der Leser: das Absurde, Unheimliche des Todes; die Ohnmacht, Lähmung und Fremdbestimmung der Beteiligten; das am Rande-Stehen, Zusehen, als derjenige zurückbleiben, der alles weiß, was geschehen ist, dem das Wissen nichts nützt? „Unwiederbringlich ist die Vergangenheit.“ Ich bin allein zurückgeblieben und kann die anderen nicht wiederfinden. Nur wenn ich die gemeinsamen Zeiten zurückrufe, kann ich mit ihnen beisammen sein.“ (S. 47)



Der dritte Teil des Werkes erfüllt diese Aufgabe. Yang Jiang lässt die gemeinsam verbrachten Jahre von 1935 an am Leser vorbeiziehen. Sie erzählt von den Studienjahren in Oxford und Paris, dem Alltag, dem Heranwachsen der kleinen begabten Tochter.

Yang Jiang vermittelt uns die schweren Zeiten in China vor und nach der japanischen Besetzung, den Bürgerkrieg und die Härte der politischen Kampagnen und vor allem der Kulturrevolution, unter der das Schriftstellerpaar sehr gelitten hat. Die historisch-politischen Vorgänge stehen in diesem Werk aber nicht im Vordergrund (das hat sie in anderen Texten verarbeitet), sondern, wie die kleine Familie im Zusammenhalt überlebt hat.

Deutlich hervorgehoben wird die erfüllende literarische und literaturwissenschaftliche Arbeit, die beide, dann die Drei, miteinander verbindet und ihnen hilft, die Drangsal und Lebensgefahr dieser Jahre zu überstehen. Die Tochter ist es, die wegen der langen Phase der Kulturrevolution um die volle Entfaltung ihrer Talente gebracht wurde. Vergleicht man den Schluss des zweiten Teils, der mit Zhongshus Tod endet, „Doch Sanlihe war nicht mehr mein Zuhause, nur noch meine Herberge“ (S. 46) mit dem Schlusssatz des dritten Teils, in dem es um die zeitliche Darstellung geht, erkennt man, dass die Autorin eine Veränderung und Entwicklung erlebt hat: „Mir ist völlig klar: Was ich damals für unser ‚Zuhause‘ hielt, war nur eine Herberge auf einer Reise. Ich weiß nicht, wo das Zuhause ist, ich suche noch den Weg zurück.“ (S. 161)

Yang Jangs Werk wird von der Übersetzerin und Herausgeberin Monika Motsch durch eine Fülle an Informationen ergänzt: Fotos, Nachwort zur Übersetzung, mit einem ausführlichen Überblick über die Hintergrundgeschichte, Interpretationshilfen zum Werk und Beiträge aus dem literarischen Werk der Tochter und des Ehemanns, die Bezug zu Yang Jangs *Wir Drei* haben.

Für den Leser bedeutet dies doppelten Lesegenuss. [ejb]

1. Ryeo-Ryeong Kim: Eins – Zwei, Eins – Zwei – Drei. Baobab Books 2020 .....	1
2. Natsu Miyashita: Der Spielplatz der Götter. Eine Familie zieht aufs Land. cass 2019 .....	2
3. Manichi Yoshimura: Kein schöner Ort. cass 2018.....	4
4. Fuminori Nakamura: Der Revolver. Diogenes 2019 .....	5
5. Mieko Kawakami: Brüste und Eier. Dumont 2020 .....	7
6. Junichiro Tanizaki: Der Schlüssel. cass 2017 .....	8
7. Shen Fu: Aufzeichnungen aus einem flüchtigen Leben. Matthes & Seitz 2019 .....	10
8. Ae-Ran Kim: Lauf, Vater, lauf. cass 2014 .....	12
9. Jung-Hyuk Kim: Dein Schatten ist ein Montag. cass 2019.....	13
10. Yang Jiang: Wir Drei. Matthes & Seitz 2020 .....	15